

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339728](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339728)

„Nun wohl, so will ich Dir vertrauen!“ sagte der Rittmeister und er erhielt seinen Säbel durch den Wachtmeister zurück. — Seit dieser Zeit war Wechlin der friedfertigste Husar der ganzen Schwadron, und nie ließ er sich wieder einen Unfug zu Schulden kommen, weder als Soldat, noch später als ehrsamer Bürger seiner Vaterstadt.

Seht, das ist durch die Schule des Lebens und die Einsicht des Rittmeisters aus dem verhätschelten Mutterföhnchen geworden! — Nach einer Erziehung, die jede Kraft in ihm zu ersticken drohte, brach diese durch schlimme Anregungen unregelt hervor und fand sich durch richtige Behandlung in das rechte, ehrenwerthe Geleise. — Was aber hier an Ehrgefühl wirkte, war immer noch nicht das echte: denn dies hält Pflicht und Mäßigung fest durch Selbstüberwindung, die eine freiwillige, nicht eine solche ist, welche Furcht vor Strafe oder Schande herbeiführte.

#### Nicht jede Versorgung ist gut.

Das unser deutsches Land das beste und glücklichste ist, unsere Fluren die reichsten, unsere Gesetze die mildesten sind, daß nirgends Armuth und Alter so unterstützt, und die Jugend so unterrichtet und gebildet wird, wie bei uns, das braucht der Wanderer seinen lieben Landesleuten wohl nicht zu versichern, wenigstens denen nicht, die Gelegenheit hatten, mancherlei Gegenden und Einrichtungen zu beobachten. Erst kürzlich hat sich in Frankreich eine Geschichte zugetragen, die, weil sie bei uns nicht vorkommen wird, der Seltenheit wegen hier mitgetheilt wird.

In einer Stadt daselbst stand ein Kaufmann in seinem Laden und wartete auf Käufer, die sich gewöhnlich in großer Anzahl bei ihm einfanden; es dauerte auch nicht lange, so trat ein alter Mann in seinen Laden und griff nach einem seidenen Tuch, fragte aber nicht, wie es Sitte ist, nach dem Preise, sondern steckte es ein und gieng ohne Wort zu sagen, langsam und bedächtig davon. Der Kaufmann dachte: Du bist mir ein wunderbarer Käufer; und da ihm an solcher Kundschaft nicht viel gelegen war, so sprang er ihm nach und schrie aus vollem Halse: ein Dieb! ein Dieb! — Bei solchem Worte war nun die Polizei gleich bei der Hand, nahm den seltsamen Käufer in Empfang, und fieng sogleich auf frischer That das

Verhör an, damit er nicht Zeit finde, auf Lügen und Ausflüchte zu sinnen. Nachdem er nun seinen Namen genannt, fragte der Richter: Was seid ihr denn eigentlich? — „Ein Dieb!“ — Aber eure Profession? ihr habt doch eine? — „Das Stehlen!“ sagte der Andere, „wie ich euch schon gesagt habe.“ — Und was habt ihr denn gestohlen? fragte der Richter weiter. — „Ihr habt es ja gesehen,“ sprach der Angeklagte, „das Halbstuch.“ — Was wollt ihr damit machen? — „Es verkaufen.“ — Aus welchem Grunde? — „Aus Noth!“ war die Antwort. — Was habt ihr noch mehr gestohlen? sprach der Richter. — „Das mag die Polizei selber herausbringen,“ sagte nun der Schuldige, „ich habe genug gesagt!“ — Dem Richter schien die Sache seltsam, das ehrliche Gesicht und die Ruhe des alten Mannes machten einen günstigen Eindruck auf ihn, und er verurtheilte ihn deshalb nur zu einer Strafe von 12 Tagen, im dortigen Correctionshause. Da verließ den Alten auf einmal seine bisherige Ruhe und Hoffnung, er sank vor dem Richter auf die Kniee, und rief: „Ach Herr seid doch nicht allzu barmherzig! Laßt meine Strafe wenigstens 12 Monate dauern, oder wenn es möglich ist, lebenslang? Ich bin nun 70 Jahre alt, habe kein Obdach, keine Unterstützung, und muß vor Hunger sterben, wenn ich nicht auf diese Weise eine Versorgung finde!“ — Alle, die es hörten, waren gerührt, auch der Richter, und er sprach: In jenes Haus werdet ihr nun wohl nicht kommen, aber eure alten Tage sollen Trost und Unterstützung finden; und er hat auch redlich Wort gehalten.

#### Wer ist sein eigener Feind.

Wer ist der Mann der matten Blicke,  
Gedunsenen Gesichts dort vor uns wandt?  
Ist es das Werk des harten Mißgeschicks,  
Dem schuldlos dieses Siechthum er verdankt?  
Ach dieser Mann ist der Gesundheit Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!

Wer ist der Mann, der in zerlumpten Rode,  
Mit bloßen Füßen vor uns geht?  
Seln ganzer Reichthum sind wohl, nebst dem Stode,  
Die Lumpen, drin er geht und steht?  
Ach dieser Mann ist sein Wohlstand's Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!

Wer ist der Mann, von böser Schaar umgeben,  
Die höh'nisch ihn zu kränken sich bemüht?  
Der hat fürwahr ein herbes Loos im Leben,  
Auf den der Pöbel noch verachtend sieht!  
Ach dieser Mann ist seiner Ehre Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!

Wer ist doch der, den schnellen Schritte man eben  
So unbetrüert auf den Kirchhof fährt?  
Ihm fehlten sicher Freunde hier im Leben;  
Man hätt' ihn sonst im Tode mehr geehrt.  
Ach dieser Mann war stets sein eignen Feind:  
Er war ein Säuser, lieber Freund!

## Heinrich Pestalozzi.

Unter den Männern, welche ihr ganzes Leben dem Volke gewidmet, um dessen vielgestaltiges Elend zu heben, verdienen wohl wenige in Aller Herzen und in treuem Angedenken mit dem Recht fortzuleben, wie Heinrich Pestalozzi, dessen Jahreshundert's = Geburtsfest auf den 12. Januar des Jahres 1846 fiel, demnach mit Unrecht schon 1845 an jenem Tage verschiedentlich gefeiert worden ist. Diesem Manne gehört um so mehr die Verehrung der Nachwelt, weil er bei aller spätern Anerkennung der Zeitgenossen zu Zürich geboren. Seit seinem neunten Jahr wohnte er oft wochenlang bei seinem Großvater, einem Dorfprediger und christlich würdigen Manne, aus dessen Umgange er den Grundsatz gewann: daß man die lebendige Gottesfurcht nicht lernen könne, sondern sie sich aneignen müsse aus dem, was man im Umgange mit frommen Menschen sehe und höre. In der Schule war der Knabe überall voran, wo es galt zu denken oder Sinn für Recht an den Tag zu legen; dagegen blieb er in manchen Dingen auffällig zurück, besonders hatte er nicht den mindesten Sinn für Ordnung oder Schönheit, weshalb er auch in seinem Betragen ein gewisses linksches Wesen nie los wurde. Wie sehr er für das Recht glühte, beweist, daß er der Schulbehörde in Zürich die Zügellosigkeit einer Schule aufdeckte und deshalb, obgleich man seine Angaben bestätigt fand, flüchtig mußte. Unter den Lehrern, welche sich um



doch als Märtyrer seiner Menschen- und Kinderliebe hat leben müssen und sich verhöhnen lassen von denen, die immer erst an sich denken, Andere aber zurückdrängen und vergessen; denn Pestalozzi hatte, bei der Tiefe und Großartigkeit seiner verbessernden Umschaffungspläne für Volkserziehung und Unterricht, ein so liebereiches Herz, daß er, um Vielen zu helfen, sich selbst vergaß und bis an sein Ende darin sich gleich blieb.

Heinrich Pestalozzi war der Sohn eines Arztes und wurde am 12. Januar 1746

Pestalozzi's Bildung besonders verdient machen, hat er mit wahrer Verehrung jenen Bodmer genannt, der durch seine literarischen Streitigkeiten bekannt geworden ist; von ihm lernte er die alten Schriftsteller Griechenlands und Roms leidenschaftlich lieben und einen beharrlichen Gleichmuth, der es ihm möglich machte, seiner Idee im Außern alle möglichen Opfer zu bringen, die Andern sehr schwer zu fallen pflegen. Erst wollte er Geistlicher werden, weil ihm jedoch diese Laufbahn zu wenig Spielraum bot, wandte er sich der Rechtsgelehrsamkeit zu und schrieb, obgleich seine Schulzeugnisse in manchen Punkten sehr schlecht waren, etwas über die Gesetzgebung der Spartaner. Nun hätte er gern durch ein öffentliches Amt in der Staatsverwaltung der Schweiz sich thätig gezeigt; allein er stand immer entschieden auf der Seite der Armen und Unrechtleidenden, und das verschloß ihm alle Wege. Wie sollte

er nun seiner Liebe zum Volke und seinem Drange genügen, der Bedürftigkeit des großen Hausens, welche er schon damals in dessen geistiger und sittlicher Verwahrlosung fand, abzuheben? Unterdeß hatte er jedoch Rousseau's „Emil“ und die in diesem Buche entwickelten Gedanken über Erziehung kennen gelernt, auch manche Versuche seines Großvaters, Schule und häusliche Erziehung in Einklang zu bringen; er faßte also den Entschluß, Schulmeister zu werden, und, um das dem Landvolk sein zu können, sich dem Landbau zu widmen. Er wollte den Schlandrian des gewöhnlichen Unterrichts abschaffen, wollte unter den Kindern leben, ihre Neigungen studiren und leiten, sie an Ordnung und Thätigkeit und helle Einsicht gewöhnen, um sie bei allem äußern Drucke doch innerlich frei zu machen. Er trieb ein Jahr die Oekonomie bei dem Berner Tschiffeli, verband sich mit einem reichen Handelshause in Zürich, um den Anbau des Krapps zu befördern und kaufte von seinem Erbe bei Kenzburg im Aargau ein Landgut, den Neuhof. Dies geschah 1768 und ein Jahr später verheirathete er sich mit Anna Schulthes aus Zürich, die ihr ganzes Leben hindurch bis zu ihrem Todesjahre (1816) ihrem Manne als ein Schutzengel mit Rath und Trost zur Seite gestanden; selbst auf ihrem Grabe hat er sich später noch Kraft in seinen Leiden geholt. Pestalozzi verstand den Haushalt nicht, und sein Mangel an Ordnung ließ ihn mit seinen Plänen in Neuhof scheitern; aber doch nahm er in seiner Roth (1775) noch über fünfzig Bettelkinder von der Straße in Kost und Pflege, denen er immer zur Seite blieb und die Arbeit zur Schule machte, bis die völlige Zerrüttung seines Vermögens die Kinder zerstreute und ihn zur Verpachtung seines Gutes nöthigte. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße schrieb er — „ich würde Perücken machen, um für Weib und Kind Brod zu verdienen,“ war sein Grundsatz — das Volksbuch „Lienhard und Gertrud,“ das (1781) in Berlin erschien und solches Aufsehen erregte, daß die Berner ökonomische Gesellschaft ihm ein Dankfagungsschreiben nebst fünfzig Dukaten und einer goldenen Ehrenmünze desselben Werthes übermachte, er auch von manchen bedeutenden Männern Einladungen erhielt. Doch er verließ Neuhof nicht, dessen Ertrag sehr gering war und das ihm viel kostete; obgleich auch die fernere Schriftstellerei bewies, daß er dafür nicht gemacht sei und noch weniger für Gelderwerb durch die Feder.

Da schlug die französische Revolution in die Schweiz herüber; das Volk sollte frei sein und stieg im Werthe, folglich auch der Volksmann Pestalozzi, den man (1798) zum Direktor einer Mutterschule im Aargau machen wollte; schlimme Ereignisse traten indes dazwischen. Die alten Kantone standen gegen die Franzosen und die neue helvetische Regierung auf, am 9. September wurde Stanz eingenommen, die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüstet. Ueber hundert Waisenkinder mußten ihre Heimath verlassen, aus allen Gegenden der Schweiz wurden Unterstützungen hingeschickt, und auf den Rath des Pfarrers Businger wollte man ein Waisenhaus errichten. Nun litt es unsern Pestalozzi nicht länger daheim; sein Herz brannte, den Waisen in Stanz Vater zu werden, und er wandte sich mit Genehmigung der Regierung dorthin. Hier, in einem fast unwohnhabaren Gebäude voll Unrath und Feuchtigkeit, umgeben von einer stets wachsenden Anzahl von Kindern, von denen er nie eins zurückwies, fühlte er sich glücklich. Nur von einer Magd unterstützt, war er diesen Kindern, die er meist Morgens aus Häusern in der Nachbarschaft zusammenholen mußte, da es an Betten fehlte, Alles; er war Vater, Mutter, Krankenwärter, Lehrer; er wusch und kämte sie, er reinigte sie von Ungeziefer und Untugenden, an denen manche dieser vier- bis 10jährigen Waisen sehr reich waren, und unterrichtete sie ohne Bücher und andere Lehrmittel auf einer Tenne, wo er oft unter ihnen stand mit offener Brust und Hemdärmeln, wie das auch später noch seine Sitte war. Bald liebten ihn die Kinder wie ihren Vater, und sich unter einander als Geschwister; aber die Anstalt, wo er auch die ersten Versuche gemacht, die Kinder gegenseitig sich selbst unterrichten zu lassen — die spätere Bell-Lancaster'sche Methode, die eigentlich Pestalozzi's Namen tragen sollte — mußte 1799 aufgegeben werden, weil die Franzosen Nidwalden besetzten und ein Spital in Pestalozzi's Lokal angelegt wurde. Dies gewaltsame Enden seiner Wirksamkeit machte ihn krank, und die Aerzte schickten ihn nach dem Gurnigel-Bade. Doch er war in vollem Feuer, er mußte wieder schulmeistern, es drängte ihn unwiderstehlich, so daß er sich im wahren Sinne des Worts in Burgdorf in einer Klipperschule eine Stelle als Unterschulmeister erbettelte, wo er indes vom Vorsteher der Anstalt bald als Kezer verdächtigt wurde, weil er — jenen sonst hätte aus dem Amte treiben können.

Endlich brachte es der Dultler dahin, ohne Entschädigung auch in der Stadtschule unterrichten zu dürfen, und hier sprach am 31. März 1800 die Schul-Aufsichtsbehörde es aus, daß der Mann die Fähigkeit besitze, die Kräfte der Kinder besonders hervorzurufen und ihre Anlagen zu entwickeln, so daß sie überraschende Fortschritte machten. Eine Brustkrankheit unterbrach diese Thätigkeit, aber er lernte damals einen Mann gleichen Geistes und Strebens kennen, Krüsi, dem er den Plan eröffnete, zu Burgdorf eine Erziehungs-Anstalt zu gründen. Dies war das bekannte „Pestalozzi'sche Institut“, welches bis 1825 bestand, zuerst in Burgdorf, dann in Münchenbuchsee, von wo es zuletzt nach Ifferten verlegt wurde. In dieser weitberühmt gewordenen Anstalt bildeten sich jene Männer, welche Pestalozzi's Weise des Unterrichts fast in alle Länder verpflanzt haben. Zunächst wurde dem Stifter (1801) das Burgdorfer Schloß eingewäumt und ihm eine Anzahl armer Waisen auf öffentliche Kosten anvertraut. Die Umgebung des großen Mannes und die Einrichtung waren ärmlich; aber er arbeitete mit Begeisterung, machte täglich neue Entdeckungen in seiner Unterrichts- und Erziehungskunst und schrieb die Bücher: „Das Buch der Mütter“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Selbst angesehenen Staatsmänner wurden aufmerksam auf die Anstalt und der große Philosoph Fichte empfahl dessen Grundsätze, um eine Wiedergeburt Preußens bewirken zu helfen. Pestalozzi wäre nun auch wohl äußerlich ein glücklicher Mann geworden, hätte er die doppelte Gabe besessen, einmal die practische und öconomische Seite der Stiftung mit Umsicht zu bedenken, und dann Kraft und Klugheit genug, sich die Anstalt und die Lehrer nicht über den Kopf wachsen zu lassen. In Burgdorf war er noch der gute Geist der Anstalt, Alles idyllisch, heiter und einfach; aber später fanden sich in Ifferten reiche Zöglinge ein, man brauchte mehr Lehrer und Lehrmittel, und Pestalozzi, dem 1802 der Berner Erziehungs-rath das Zeugniß gegeben, nun seien die unumstößlichen, allgemein geltenden Geseze des Elementar-Unterrichts gefunden, gerieth in die Hände von Männern, die, bei aller Geschicklichkeit als Lehrer, ihn mißbrauchten, „der“, wie er selbst gesagt, „von Kindesbeinen das Spielzeug Anderer gewesen.“ Er machte unsäglich traurige Erfahrungen und ließ sich oft wegen seines zu festen Glaubens an gewisse Persönlichkeiten

auf Irrwege leiten, die dann ihm selbst zur Last gelegt wurden. Kamen also auch die Zöglinge aus Rußland, England, Italien, Spanien, Frankreich und Amerika: Pestalozzi's freundliches Gemüth beseele die Anstalt nicht mehr, und das aus zu großer Ausdehnung derselben entstehende Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, dann auch die durch Fremde einreisenden Untugenden wirkten so nachtheilig, daß schon um 1819 der Verfall desselben fast offenkundig war. Der Lehrer Schmidt, der den Greis zuletzt ganz nach seinem Willen lenkte, unternahm, um den Mangel an Mitteln zu heben, eine Herausgabe der sämtlichen Werke Pestalozzi's — was that auch jetzt noch Pestalozzi? Er ließ nicht von den schönen Träumen seiner Jugend, wie es Andere genannt haben würden, und gründete von dem Ertrage auf dem Bauerhofs Elyndi bei Ifferten eine Schule für arme Waisen, die jetzt wieder von Pestalozzi selbst zu trefflichen Lehrern gebildet wurden. Auch diese Schule gieng, gleich der zu Ifferten, zu Grunde, der Greis zog 1825 nach Neuhof, das sein Groß-Sohn Gottlieb in Pacht hatte, und schrieb seine „Lebensgeschichte“ und seinen „Schwanengesang.“ Zuletzt wollte er noch auf Neuhof eine Armenschule einrichten, aber er starb am 17. Februar 1827 im einundachtzigsten Jahre mit der Erklärung: daß er seinen Beleidigern verzeihe und mit dem Wunsche: daß ihm nur ein Feldstein mit seinem Namen zum Denkmal werden möge. Die Bestrebungen Pestalozzi's sind für den Unterricht in fast allen Ländern Europa's, ja bis zu fernen Welttheilen von Einfluß gewesen, und seinen Charakter zeichnete er schon 1782 in folgenden Worten: „Ein Kind will ich bleiben bis in's Grab, stets lieben, glauben und mich an Andere anschließen, wie ein Kind; noch so oft getäuscht, will ich immer wieder vertrauen zu dem Menschenherzen fassen und dem Klugen wie dem Thoren verzeihen, wenn sie das Ihrige thun, um mich irre zu machen.“ Ja, er ist ein Kind geblieben in seinem Gemüth; darum hiengen auch die Kinder so sehr an ihm und er selbst wurde ruhig in der höchsten Aufwallung, wenn er einen Blick in das Antlitz eines Kindes geworfen. Würdigen wir nun seine Verdienste um den Unterricht und die Erziehung, sagen wir nun in Kürze: er wollte in noch so viel Kenntnissen keine wahre Bildung finden, sondern in der Weise, wie die Kenntnisse eines Menschen sein Eigenthum

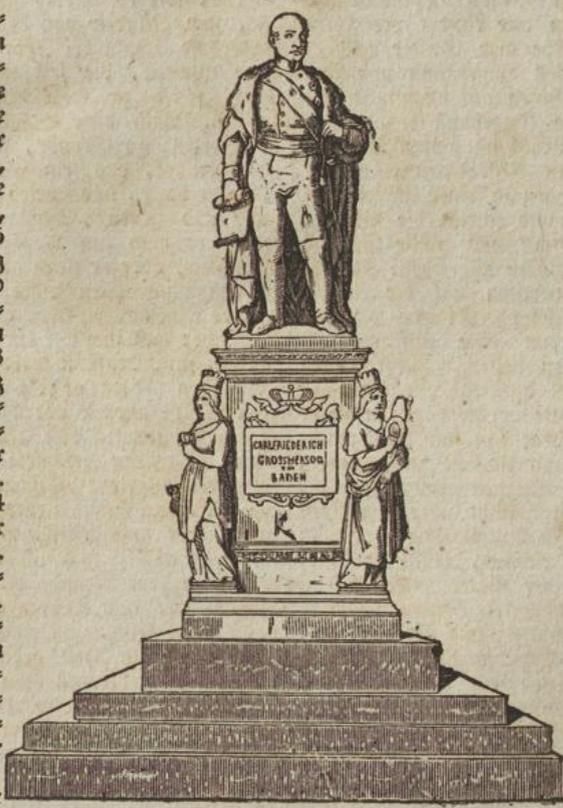
geworden. Darum sollte die Natur des Kindes in seinen Anlagen und Kräften und der Gang ihrer Entwicklung allein als Richtschnur dienen; Alles sollte von der frühesten, sinnlichsten Erkenntniß der Dinge, der Anschauung ausgehen, denn jedes Urtheil, das sich nicht auf Anschauung gründet, läuft nach Pestalozzi auf „Maulbraucherei“ hinaus. Die erste Erziehung müsse von der Mutter ausgehen, sagte er, denn da solle erst das Herz gebildet werden; später treffe die Reihe der Ausbildung die Vernunft, da müsse der Vater und Lehrer für die Mutter eintreten. Dadurch werden

Schüler gebildet, die, was sie gelernt haben, auch Andern wieder beibringen können. Und so sollte auch in der Religion den Kindern Alles zur klaren Einsicht, zur Aufnahme in's Gemüth gelangen, und Fleisch und Blut werden; erst muß das Kind Sinn für Frömmigkeit und christliche Menschenliebe haben, ehe man ihm — wie Pestalozzi selbst sagt — „die Sätze der Religion ins Gedächtniß bohrt. Was hilft dem Menschen ein faules Wissen? Alles soll in ihm zur Kraft, zur sittlichen Kraft werden; das Andere will nichts bedeuten in diesem Vergleiche.“

### Das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in Karlsruhe.

Diesem vortrefflichen Regenten, dem Enkel Karls des Dritten, der Karlsruhe erbaute, der zuerst die Feudallasten, als er noch Markgraf war, aufhob, seinem Lande eine Verfassung gab, und unter dessen 65 jähriger Regierung das badische Land aufblühte, ließ Großherzog Leopold ein Denkmal setzen, das auf dem Schloßplatz zu Karlsruhe aufgestellt wurde und seit dem eine Zierde der Stadt geworden ist. Am 22. Nov. 1844 wurde dasselbe unter Anwesenheit Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs mit den großh. Prinzen, den anwesenden fremden hohen Herrschaften, den Ministern und Hof-Chargen und den Mitgliedern der Kammer feierlichst enthüllt.

Herr v. Dusch, der



Minister des großh. Hauses, begann die Feierlichkeit mit einer Festrede, worauf die auf granitenen Stufen und ehernem Piedestal stehende Bildsäule unter stürmischem Jubel des Volkes, unter Kanonendonner, dem Geläute aller Glocken und dem Absingen der Festhymne von den anwesenden Sängervereinen, enthüllt wurde. Zum Schlusse wurde die Rede des Hrn. v. Dusch gedruckt vertheilt und Denkmünzen, auf dem Avers mit Bild und Namens-Inscription Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs Leopold, auf dem Revers Nachbildung des schönen, so wohlgelungenen Denkmals mit der Inschrift: „Seinem Vater Karl Friedrich 1844“, ausgegeben.

Dieser hochherzige

Großherzog wurde 1728 geboren, kam 1746 zur Regierung und starb den 10. Juni 1811, 83 Jahre alt.

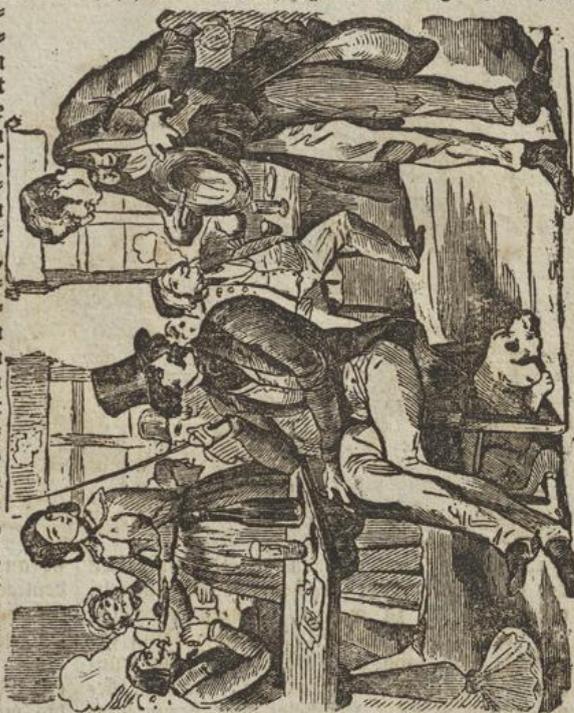
## Die Verwechslung.

Vor noch nicht gar langer Zeit saß in einer bekannten Brauerei, wie das sehr häufig der Fall zu sein pflegt, eine sehr gemischte Gesellschaft im geräumigen Saale des anständigen Wirthshauses. Künstler, Schriftsteller, Literaten, Kaufleute, Handwerksleute und Arbeiter, Arme und Reiche, Spitzbuben und ehrliche Leute, Alles wogte bunt durcheinander. Es herrschte eine drückende Hitze in dem angefüllten Lokale, und die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit bezügl. ihrer Formverschiedenheit und Umfangsreichhaltigkeit im Interesse der phrenologischen Wissenschaft studirt, und das Resultat seiner kritischen Betrachtungen war die Ueberzeugung, daß der neue Hut, einem der anwesenden Künstler gehörig, der in freundschaftlich nachbarlicher Berührung mit dem seinigen stand, entschieden besser sei, als dieser. Aufgeklärt und erhaben über das lächerliche Vorurtheil, über das fade Recht des Besizes und Eigenthumes, stand er auf, probirte denselben, besah sich darin wohlgefällig im Spiegel — der neue Hut paßte zu dem lumpigen Anzug wie Manschetten einem Kater — und schritt beruhigt damit ohne weiteres der Thüre zu. Der Eigenthümer des Hutes hatte jedoch das Manöver des Gauners beobachtet und mochte wohl noch nicht den rechten Begriff der communistischen Principien und Uebergriffe des Entwenders inne haben; denn schnell eilte er diesem nach, nahm ihm den Hut vom Kopfe und setzte denselben auf's Haupt. Der Industriemitter kam aber durch diese friedliche und lautlose Reklamation des bestohlenen Eigenthümers durchaus nicht außer Fassung. Er musterte noch einmal die Hüte durch, hielt es nun aber doch für gerathener, in der Meinung, die heil. Hermandad könnte sich denn vielleicht doch noch nicht zu seinen Ideen über Besitz aufklären haben, seinen eigenen Hut herabzunehmen.

Freundlich grüßend nahte er sich jetzt dem Besitzer seiner vorigen Kopfbedeckung. „Ver-

zaglichkeit hatte der Vorsicht, das bewegliche Eigenthum auf dem Kopfe zu behalten, den Krieg erklärt. In bunten Reihen hieng daher der lästige Conuenienzzwang, der Hut oder wie ihn ein Ueberlinger Original nennt, der Thurm, alt und neu, schwarz und grau, ganz und zerlegt, an dem Nagel.

In bedächtlicher Ruhe hatte ein Mitglied des Lumpacivagabundusordens mit communistischem Untersuchungstalent lange Zeit jene



zeihen Sie, mein Herr; ich war vorhin im Irrthume, als ich unsere Hüte verwechselt; aber sehen Sie, entschuldigte er sich und dabei deutete er auf den Boden seines alten zerlegten, lumpigen Schabesdeckel, der sonderbar mit dem glänzenden Filze des Künstlers contrastirte, „wir haben eben die nämliche Etiquette.“

## Die üblen Folgen der Pressfreiheit.

Wie im Menschenleben Alles zwei Seiten hat, eine gute und eine schlimme, so ist es auch mit der Pressfreiheit, die in unserer Zeit immer mehr als eine gebieterische Forderung an den Staat hervortritt. Gewiß aber hat noch keiner ihrer begeistertsten und wahrsten Vertheidiger an ihre nachtheiligen Folgen gedacht, die der Wanderer zu Ruz und Frommen seiner geneigten Leser in einem wahren Hi-

störchen, das sich kürzlich in einem bekannten Orte zugetragen, mittheilen will.

Ein früher sehr renommirter und geachteter Student, ein Mann von Geist und Talent, der nur den einzigen Fehler hatte, daß er sich dem Laster der Trunkenheit zu sehr ergab, war vor ein paar Jahren, nachdem er große Reisen in fremde Welttheile gemacht, wieder glücklich in sein Vaterland zurückgekehrt. Seine Freunde nahmen den in elendem Zustande Zurückkehrenden freundlich auf und versuchten, ihn auf jede mögliche Art von seiner alten üblen Gewohnheit abzubringen.

Aber umsonst; in seligem Lausmel wackelte er jeden Tag von einem Wirthshause ins andere und manche Wirthstafel zeigte mit großen Lettern seinen Namen; da es bei ihm auf diese Weise gar manche Augenblicke gab, „wo man vergebens einen Groschen in der Tasche sucht.“ So trat er denn eines Morgens in eine Bierwirthschaft, in der sein Name schon mehrmals hinter dem Ofen figurirte, und mit scheelen Augen brachte die Wirthin die verlangte Halbe, blieb auch, mißtrauisch des Geldes harrend, bei ihrem Gaste stehen an Bezahlung und verwies ihn mit unzuweideutigen Worten an die über der Thüre sich befindende Warnungstafel, auf der gedruckt zu lesen stand: „Um Irrungen vorzubeugen, bittet man, sogleich zu bezahlen.“ Mühsam erhob der Gepeinigete sein sorgenschweres Haupt, las mit klopfendem Herzen die inhaltsschwere Inschrift und wandte sich hierauf mit einem tiefen Seufzer in einem Tone, der durch praktischen Beweis die Wahrheit seiner vorhergegangenen Reden bekräftigen wollte, mit den Worten an seinen Bekannten: „Da sehen Sie, das sind die traurigen Folgen der Pressfreiheit!“



hen. Dieser schien indessen die Demonstration der guten Frau, die ihre hohe Rechte hinhielt, nicht verstehen zu wollen, sondern unterhielt sich mit einem Bekannten, den er zufällig getroffen, und schwazte diesem in seinem trunkenen Glend, in einer Sprache, die ein Gemisch von Ernst, Heuchelei und heruntergekommenen Geisteskräften darbot, viel von christlicher Liebe und Aufopferung für König und Vaterland, von der Schädlichkeit der Opposition, von den Mißbräuchen der Presse u. s. w. vor, was in dem Munde eines früheren Demagogen — das war er — recht komisch klang. Doch die Wirthin schien von seiner Unterhaltung nicht sehr erbaut, denn unwillig mahnte

## Was soll ich aus meinem Sohne machen?

Moriz Frank mußte sich von Jugend auf viel umtummeln, da er, in Armuth aufgewachsen, frühzeitig auf sich selber gestellt war und, guten Gemüths, gern den sich plagenden Eltern zu Hülfe kam. Jetzt ist er ein Greis, hat aber im alten Kopfe Schätze der Erfahrung und dabei ein jugendlich frisches Herz, dient Jedem gern mit Rath, wenn er von ihm begehrt wird (Denn er dringt ihn nirgends auf!), und mit

Zu ihm kam nun neulich ein alter Bekannter, der eine nicht sehr einträgliche Anstellung hat, mit der Frage: „Sagen Sie mir, lieber Herr Frank, was soll ich aus meinem Sohne machen?“

„Nichts sollen Sie aus ihm machen, nichts, lieber Herr Nachbar!“

„Gott behüte! Soll ich denn einen Laugenichts aus ihm werden lassen?“

„Sie verstehen mich nicht! Sie sollen nichts aus Ihrem

ter Stelle. Es gibt wirkliche geheime Räthe, denen selbst unheimlich zu Muth ist; das Schwert der Gerechtigkeit ist oft denen gegeben, die besser mit der Elle umgehen, vielleicht hinter ihrem Ladentisch ehrlich verkaufen würden und an dem Rechtstisch unehrliche Verkäufer oder Werkzeuge Anderer werden. Sie kennen den Buchstaben der Gesetze, denn sie haben ein gutes Gedächtniß — das gar oft von der Beurtheilungskraft verlassen ist — aber sie sind nicht in den Geist des Gesetzgebers eingedrungen, und die heilige Schrift sagt ja schon: der Geist macht lebendig und das Wort tödtet. So haben viele Eltern ihre Söhne der Arzneikunst gewidmet, um die Stätten des Lebens zu leeren und die der Todten zu füllen; sie kennen die Mittel, aber nicht die Krankheiten. Mancher hat die Kanzel besteigen müssen, damit er aus schläfrigen Christen schläfrige Menschen mache. So ist es überall. Es gibt Philosophen, von denen alle Welt weiß, daß sie nichts von der Weltweisheit wissen; — Künstler, bei denen es gar keine Kunst ist, sie als Pfluscher zu erkennen; — Componisten, die Alles gelernt, aber keine Empfindung mitgebracht haben; — Schriftsteller, die jeden Ausbruch eines vertrockneten Herzens und eines verbrannten Ge-

zats, wenn diese von Frank's eigener Prüfung als gut anerkannt ist. Er verwaltete früher ein untergeordnetes Amt im Staatsdienst, entsagte aber diesem, als seine treffliche Gattin einen Dheim beerbte, und der Landwirthschaft kundig, gern in dieser Weise thätig werden mochte. Da wurde ein mäsiges Gut gekauft, und jetzt ist auch Frank ein umsichtiger und arbeitsamer Landwirth.



Sohne machen, er selbst muß etwas aus sich machen. Sehen Sie, es gehört zum verkehrtesten Treiben, daß aus so vielen Menschen etwas gemacht wird, wozu sie sich nicht selbst gemacht haben, und dies Unheil wuchert in den obersten, wie in den untersten Ständen. Aber alle diese von Andern zu etwas gemachten Menschen sind meist zu ihrem Unglück und zum Nachtheil des Ganzen auf unred-

hirns für Poesie oder Witz halten; Kaufleute, die zum Bankerott wie berufen sind, und dies Alles kommt daher, weil man aus ihnen etwas machen wollte, und es ihnen nicht überlassen hat, selbst Etwas aus sich zu machen.“

„Mein Sohn ist aber doch nächstens in dem Alter, wo seine Bestimmung sich entscheiden muß; ich habe also mehr als je an seine Zukunft zu denken.“ — „Freund, diese Sorge ist Ihre Pflicht; wenn Sie aber Ihren Sohn wider seine Neigung zu der Wahl eines Standes bestimmen wollen, so kann nichts Rechtes aus ihm werden und Sie sind die Ursache seines Unglücks. Geben Sie ihm eine gute Erziehung, d. h. eine solche, deren Hauptbegriffe in den zwei Worten liegen: gehorchen und entbehren. Hat er beides gelernt, so wird es ihm wenigstens nie an Zufriedenheit, dem ersten Erforderniß zum Glück, mangeln. Auch dem freiesten Menschen fehlt es im Leben nicht an Hemmungen, und Mancher, der über Schätze der Welt gebietet, hat doch Augenblicke, wo er das nicht erkaufen kann, was er wünscht, und wo er sich elend fühlen wird, wenn er nicht geübt ist in der unentbehrlichen Kunst, zu entbehren.“ — „Das ist gewiß Alles wahr und schön, lieber Herr Nachbar; ich wünschte aber

doch gern Ihren Rath, was mein Sohn werden soll?" — "Soll und immer soll? — vom Wollen ist die Rede! Prüfen Sie seine Anlagen, seine Reigung, und danach entscheiden Sie. Zuvor reinigen Sie sich aber ja von dem falschen Ehrgeiz, daß er nicht einen Stand oder ein Gewerbe wählen dürfe, wobei Sie sich erniedrigt glauben. Ein geschickter Handwerker ist tausendmal achtbarer, als ein ungeschickter oder mittelmäßiger Beamter. Viele Menschen sehen den Staat für ein großes Speisehaus an, in welchem sie und die Ihrigen für sich den Tisch stets gedeckt finden; aber glauben Sie mir, ein einziger Arbeiter, der etwas für Tagelohn schafft, und wär' es das Geringste, hat für den Staat eigentlich höheren Werth, als manche Angestellte, die oft weit mehr verbrauchen, als sie, nach rechtlichen Grundsätzen, verdienen. — Fragen Sie übrigens alle Beamtete, von welchem Zweige der Staatsverwaltung sie sein mögen, ob sie nicht zu einer andern Lage sein möchten? — Je mehr lobenswerthe Eigenschaften er entwickelt, desto mehr wird er den Neid aller derer reizen, die mit ihm nach gleichen Ziele streben; geschäftig sind nun Verdruß und Verläumdung. Darum, Freund! wünschte ich Ihrer und Ihres Sohnes wegen, daß er sich einem Stande widme, wo er, wenn er das Seinige gelernt hat, am unabhängigen leben und sein Dasein genießen kann. Weit von Jupiters Spitze, weit von Jupiters Blize!" — Wäre ich noch jung und in einer Lage, welche mir die Wahl eines Erwerbzweiges nöthig machte, so würde ich z. B. für Landwirthschaft und Gärtnerei mich entscheiden. — Wie ich von allen öffentlichen Aemtern denke, habe ich Ihnen eben gesagt; der Handwerker, der Künstler hängt mehr oder minder doch von der Mode, von den Launen der Menge ab, der immer das Neueste lieber ist als das Beste, und auch der klügste Kaufmann kann durch die Schleicherei und Schleichertigkeit Anderer um das Seinige kommen. Der Landmann und der Gärtner aber sind unmittelbar in der Hand der Vorsehung. Mißwachs, Hagelschlag und Nachtfröste können seine schönsten Hoffnungen zerstören; die Macht, welche diese Verwüstungen über ihn verhängt, ist jedoch die Macht eines allliebenden Gottes, der oft durch heilsames Mißgeschick das Glück fördert, und den Gebengten aufzurichten weiß. Selbst bei Krieg, bei aller Zerstörung, bei Raub und Brand bleibt doch dem Heimgesuchten Grund und Boden. — Hat indeß Ihr

Sohn Künstler-Beruf — den man jedoch nicht verwechseln muß mit dem unbedeutenden Hang zur Nachahmung, der, oft für wahres Talent ausgeschrieen, die Schranken des Mittelmäßigen nie überfliegt — so lassen Sie ihn ungehindert diese Bahn gehen. Der wahre Künstler behauptet unter allen Stürmen der Verhältnisse die eigene schöne Welt in sich; ihn erkräftigen, ihn entschädigen für die flache Alltäglichkeit des Erdentreibens die Schöpfungen der Phantasie. Dieses trostvolle Entweichen der Wirklichkeit, selbst in Sorge und Kummer, ist ein köstliches Angebinde des Talents, das jeder Vernichtung widersteht."

"Ja, lieber Nachbar Frank, ich wollte, mein Sohn hätte dies Alles gehört; denn so, wie Sie das auszusprechen wissen, kann ich ihm doch nicht sagen." — "Schicken Sie ihn her; ich will es ihm wiederholen; mit den nämlichen Worten wird es nicht geschehen, aber mit dem nämlichen Sinne. Meine Ansichten sind nicht die Einfälle des Augenblicks, sondern meine innerste Uebergzeugung, die nach vieljähriger Erfahrung sich festgestellt hat, und ich bin ihrer sicher."

So hat denn Frank den Jungen sich kommen lassen, ihm manche Richtung menschlicher Thätigkeit im Bilde bezeichnet, auch das Obige zweckgemäß wiederholt und ihn dann seinem eigenen Nachdenken überlassen, damit er aus sich heraus die Wahl treffe und seines Glückes Schmied sei. Er hat wirklich ein Handwerk erlernt, bei dem er sich in der Welt umsehen kann, und als der Gesell nun seine erste Wanderschaft antrat, schrieb ihm Frank ins Wanderbuch:

„Ein männlich echter Mann,  
Der hält sich immer frei  
Von And'rer Gängelei,  
Weiß, was er will und kann,  
Ist selber sich der Mann,  
Und steht noch Schwäch'ren bei!"

#### Die verdiente Belobung.

In einem Städtlein wurde die Polizei von einem alten guten Herrn gehandhabt, der aber eigentlich nicht der Herr war, sondern sein Christian, der Rathsbdiener, war's, der für seine rechte Hand galt und für seinen Kopf dazu. Im Städtchen war nun nicht alles in der besten Ordnung, denn der Christian pflegte zu sagen: Wozu soll man die Menschen doch plagen! und es liefen täglich Klagen ein, die dem guten Herrn sehr zu Herzen giengen. Darum sprach er, da er sich vorgenommen, dem Unrecht zu

feuern, eines Tages: Mir ist gesagt worden, in der Nacht, wenn ich die Augen schliesse, gienge es gottlos auf den Straßen zu, und wäre Niemand des Lebens sicher, darum, die weil die Nachtwächter ihren Dienst nicht versehen, wie sich's gehört. Nun sind's zwar fränkliche Leute und fast sämmtlich von der Gicht geplagt, ich glaube auch, daß es ihnen schwer fällt, bei der Nacht Wache zu thun, aber ich werde sie dennoch strafen, wenn ich hinter die Sache komme, und bin dessentwegen gesonnen, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Es soll deshalb die große grüne Rathskutsche angespannt werden, und ich will mich darin an jede Straßenecke begeben, und wohl aufmerken, ob die Stunden gehörig geblasen und abgesungen werden.

Der Christian aber bestellte Punkt 10 Uhr die große grüne Rathskutsche und einen Nachtwächter dazu, und als der gute alte Herr darin saß, stand der Nachtwächter mit dem Horn hinten d'rauf. An jeder Straßenecke, wo nun still gehalten wurde, sang dieser sein Lied mit heller Stimme, und blies so gewaltig in sein Horn, daß dem guten Herrn in dem Wagen die Augen übergiengen und die Ohren dröhnten. Da sprach der Herr zu seinem Christian: Wie ist doch die Verläumdung und Schmähsucht so groß in der Welt! mir ist, als hätte ich die Nachtwächter in meinem Leben nie so stark und vernehmlich gehört, und sollen die Leute morgenden Tags eine Belobung erhalten, weil sie ihre Schuldigkeit so unverdrossen üben. Des andern Morgens erhielten sie ein Belobungsschreiben, und pflegten nun wieder hinfüro bei der Nacht ihrer Gicht und blieben im Bette. Im Städtlein aber gieng es laut her auf den Straßen, und wenn darüber geklagt wurde, lächelte der gute Herr und sprach: Es hat ein Jeder seine Feinde, also auch die Nachtwächter.

Kaspar, der Kutscher; oder wie gewonnen, so zerronnen.

Kaspar, der Kutscher, trat eines Morgens in das Zimmer seines Herrn, des Grafen, und sagte: Er bitte auf ein Jahr um Urlaub. Auf die Frage des Grafen: warum und wohin? antwortete Kaspar: „Sie müssen wissen, daß ich in der Lotterie 10,000 Rthlr. gewonnen habe; und da ist mir's denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen

Herrn spielen; und so will ich mir dann zuerst eine Kutsche kaufen mit einem paar Rapen, und einen Kutscher miethen, der mich und die Pferde bediene, und dann nach Wien in Oestreich fahren, und dort vollauf leben, so lang der Beutel reicht. Wenn's aber aus und am Ende ist, dann komme ich wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß Sie mich wieder in ihren Dienst auf- und annehmen.“ Der Graf schüttelte verwundert den Kopf und wollte ihm seinen thörichtestn Entschluß ausreden, und ihn dazu bewegen, daß er das Geld auf Zinsen austhue, und sich sein Leben bequemer mache und für sein Alter sorge. Aber Kaspar blieb fest bei seinem Entschlusse und sagte: „Er habe einmal lange genug auf dem Bock gefessen; er wolle nun einmal versuchen, wie es sich sizen in der Kutsche selbst. Und der Herr Graf möge es ihm nicht für ungut nehmen.“ Wie der Graf sah, daß Kaspar sich nichts anderes bereden lassen wollte, so gab er ihm Urlaub; und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch sonst wohl leiden mochte, so setzte er hinzu: Wenn er über Jahr und Tag wieder komme, so wolle er ihn wieder in seine Dienste annehmen.

Also fuhr nach einigen Tagen Kaspar, der Kutscher, in seiner eigenen Equipage ab, und gen Wien zu. Als er dort angekommen war, logirte er sich in einem der vornehmsten Gasthäuser ein, wo nur Grafen und Barone und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was schaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden? Und so meinte denn Kaspar zuletzt wirklich, er sei ein gemachter, vornehmer Herr. Die Bedienten im Hause aber merkten bald, wen sie vor sich hatten, und sie mischten darnach ihr Spiel. „Seine Gnaden,“ sagten sie, „sollten doch auch Gesellschaften geben und auf großem Fuße leben.“ Das ließ sich Kaspar, der sich geschmeichelt fand, nicht zwoimal sagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menschen, wie vornehme Herren, auf seine Kosten, in Hüll' und in Füll'. Noch war kein halbes Jahr verfloßen, als schon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraßt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin schon halb und halb verleidet, und er fieng nun an, über sich und seine Lage nachzudenken, und beschloß, sich ein wenig einzuschränken, damit er nach Verlauf eines Jahres doch noch ein kleines Sümmechen übrig behielte für seine alten Tage. Aber die lockern Gesellen hatten ihn

schon zu sehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nicht mehr so leicht entkommen konnte; und da er selbst nicht mehr Haar lassen wollte, so sammelte sie darauf, ihm auf andere Weise die Federn auszuzupfen. Einmal wurden Seine Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus großer Noth helfen, und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens thaten. Ein ander Mal wurden Seine Gnaden auch gelegentlich bestohlen; und da dieß Seine Gnaden gar übel aufnahmen, und Lärmen machten, und einen Bedienten gar als Dieb bezeichneten, so wurde mit einer Injurienklage gedroht, der er sich nur durch eine bedeutende freiwillige Summe entzog. Die Zechen selbst wurden mit jedem Monate in dem Maße größer, als sein Essen und Trinken und sein Appetit geringer wurden. Endlich am Ende des eilften Monats, da er sah, daß es mit seinem Gelde auf die Reize gehe, beschloß er, Wien zu verlassen, und mit dem kleinen Reste seines Vermögens gemächlich und auf Umwegen in die Heimath zurückzukehren. Aber am Morgen, der zu seiner Abreise bestimmt war, wurden ihm noch von seinem Kutscher, der ein Spizbube war und ders mit den übrigen gehalten hatte, eine Menge falscher Rechnungen von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schustern und Kaufleuten gebracht, so daß er, um diese Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohete in Unannehmlichkeiten zu kommen, seine Equipage, Wagen und Kasse, verkaufen mußte. Der Erlös war so gering, daß er kaum so viel Thaler übrig behielt, als er Tausende gehabt hatte. Also trat er zu Fuß seine Rückreise an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo sein Herr, der Graf wohnte, gieng er sogleich des andern Tages zu ihm, fröhlichen Muthes, und in der sichern Hoffnung, daß er bei demselben wieder ankommen werde. „Da bin ich wieder, Herr Graf,“ sagte er beim Eintritt ins Zimmer, „ich Kaspar, der Kutscher; und ich bitte Ew. Gnaden, daß sie mich wiederum im Dienst an- und aufnehmen.“ Der Graf, welcher ein freundlicher Herr war, lächelte und sagte: „Nun, Kaspar, weil Du Wort gehalten, so will ich das meine auch halten. Nun aber sage mir vor Allem zuerst, wie ist Dir's ergangen? und wie hat Dir das Herrenleben gefallen?“ Kaspar antwortete: „Das Herrenleben, Herr Graf, ist eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probirt und es reut mich just nicht, aber zum zweitemal möcht' ich es nicht

wieder versuchen; denn was kriecht man zuletzt davon, als Säure im Magen und einen Schalk im Herzen? Das wird sich aber alles wieder geben, wenn ich erst wieder in die Ordnung komme und zu den Pferden und auf den Bock.“ Der Graf lachte und sagte: „Er möge nur wieder an seine Arbeit gehen, wie vordem, und seine Sache gut verrichten.“ Das that er denn auch, und er blieb bis an sein hohes Alter, wo ihm sein Herr eine gute Versorgung auswarf, Kaspar der Kutscher.

#### Traudl und Joseph.

(Mit einer Abbildung.)

Das Traudl im Stubbei-Thal konnte sich unter den hübschesten Tyrolerinnen sehen lassen, sie hielt's schon aus mit ihrem vollen aber doch zierlichen Wuchs und dem etwas gebräunten, aber feinen und gutmüthigen Gesicht, dessen feurig dunkle Augen den Burschen wohl warm im's Herz machen konnten, wenn sie einen ansah. Sie that's jedoch sehr selten, denn in ihrer Armuth ward sie des Gedankens gewohnt, daß sie doch kein Bub heimholen werde. Ihr Vater war bald nach ihrer Geburt umgekommen im blutigen Kampf des Jahres 1809, dem auch viel an Habe geopfert werden mußte, und jetzt lebte Traudl mit der kränklichen Mutter kümmerlich, obwohl Jene in sorglich tüchtiger Arbeit das geringe Gut beisammen hielt und zufriedenen Sinnes daran genug hatte. Ihr Behagen und Schaffen gefiel indeß dem Joseph Hasling im Stillen; er gieng dem Mädchel wohl zuweilen nach und schwatzte mit ihr, was denn bald Redens gab. Besonders war sein Bruder Andreas nicht damit zufrieden, auf den die sehr einträgliche Erb-Wirthschaft von den ihnen früh gestorbenen Eltern kam, wogegen er dem Joseph seinen Antheil in Gelde herausgab. Dem Andreas also gefiel der Umgang seines Bruders mit Traudl nicht, und Joseph wurde oft ermahnt: er möge sich ein wohlhabend Mädchel suchen, worauf dieser gewöhnlich gar nichts erwiderte. Endlich aber sagte er zum Andreas: ich werde mir etwas höher im Gebirg ein Haus zurichten und meine eigene Wirthschaft anfangen. Mit dem Drit, den er sich aussuchte, war er dem Traudl näher gekommen, und manchmal, wenn er dem Mädchel begegnete, bat er sie wohl um dies und das, auch um Rath, wie's nun eben die künftige Wirthschaft erforderte. Das brachte denn